

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 45

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Endlich schimmerte bleiches Morgengrauen durch die blinden Fensterscheiben. Der Schneefall hatte aufgehört. Mühsam kletterte ich durchs Fenster und musterte die Umgegend. Bald sagten mir die Gipfelumrisse der Glarner Alpen, wo ich mich befand. Von meinen Gebirgswanderungen her kannte ich die Gestalten, die aus dem Sernftal aufragten.

Diese Entdeckung verschuchte meine Niedergeschlagenheit schnell. Mit neuem Mut kam neue Kraft. Schmerz und Ungevißheit schwanden dahin, denn nun war ich davon überzeugt, heute noch menschliche Hilfe finden zu können. Ich ergriff einen Hirtenstab als Stütze und stampfte langsam durch den knietiefen Schnee nach den unteren Almen. Mit klammenden Fingern und brennenden Wunden, von Hunger und Kälte erschöpft, schleppte ich mich durch die weiße Flut, zu immer häufigeren Rasten gezwungen. Mehrmals muß ich eingeschlummert sein, von Träumen umgaukelt, die hauptsächlich genießerischen Mahlzeiten galten. Vom Bewußtsein der Selbsterhaltung getrieben, raffte ich mich wieder auf, denn festes Einschlafen bedeutete den Erfrierungstod. Schon halb im Fieberwahn, sah ich mich am Esstisch vor leckeren Speisen und dann lang hingestreckt auf weichem Lager, dem gequetschten Knie endlich Ruhe gönnend.

Nach langen Stunden mühseligen Wartens beglänzte das Mondlicht die ersten Häuser des Dorfes Matt, wo die Verwirklichung meiner Träume winkte. Die Mädchen des kleinen Wirtschaftshauses am Wege starrten mich entgeistert an, als ich um Mitternacht ins Lampenlicht stolperte. Ich war ja in voller Fliegerausrüstung mit dem Sturzhelm auf dem blutigen Kopf.

Weltwochenschau

Wenn am 27. November verworfen würde . . .

Es ist kein „erhabenes Werk“, das am 27. November dem Volk zur Abstimmung unterbreitet wird. Das eidgenössische Budget wird in keiner Weise ausgeglichen sein, und von Sicherungen für den Fall einer hereinbrechenden Krise mit zusammenbrechenden Bundes-Einnahmen ist nicht die Rede. Auch zwischen Bund und Kantonen wird kein Ausgleich geschaffen. Was der Vorlage besondere Bedeutung gibt, ist also nicht ihr „innerer Wert“, der die Herzen aller Bürger begeistern, die hartgesottenen Interessenpolitiker erweichen und die professionellen Reinsager zu Tränen rühren müßte. Es ist fraglich, ob der rauschende Zeitungswald, der diesmal mächtig tosen wird, der großen Menge deutlich machen kann, um was es im Grunde, wenn schon nicht um die Annahme einer „besonders vorzüglichen Sache“, gehen soll. Wir wollen beizeiten anfangen und unsere Leser bitten, aufklärend zu wirken, so weit sie das vermögen.

Also: Wenn nicht die freisinnige Partei sich aufgerafft und dem Bundeshaus bedeutet hätte, die Zeit des finanziellen Notrechtes sei vorbei, man müsse wieder vor das Volk treten, dem Volke eine annahmefähige . . . also „annehmbare“ Lösung unterbreiten . . . was wäre geschehen? Ganz einfach: Wir hätten die Verlängerung der eingerissenen Praxis erlebt, also neue Finanzprogramme, Nr. IV bis I, jedes dringlich erklärt, also der Volksabstimmung entzogen . . . und ganz langsam würde sich als Folge dieser Praxis die Ueberzeugung festgesetzt haben: Mit dem Volke geht es nicht! So und so lange ist es ohne das Volk gegangen . . . also wird man es ohne das Volk machen . . . künftig!

Am 27. November soll also das Volk all die widerlegen, die bereits überzeugt waren, daß die schwerwiegenden und für das Schicksal unserer Wirtschaft, aber auch des Staatshaushaltes und die damit gekoppelte Wehrpolitik notwendigen Lösungen in den Massen nicht auf Verständnis zählen könnten. Aus diesem Grunde müßte also das Volk am 27. November mit einem „streichlichen Ja“ dem Kompromißvorschlag der Parteien zum

Siege verhelfen. Wie aber, wenn einzelne Parteien nicht wollen? Und wenn die Volksmassen der Ansicht sein sollten, die Bezeugung der politischen Reife liege in der Verwerfung eines Flickwerkes? Wenn die Meinung durchdränge, die Parteien müßten ein ganz anderes Werk zustandebringen?

Leider müssen wir feststellen, daß eine Verwerfung nicht aus höherer Einsicht herkommen würde! Daß vielmehr alle Querulanten und „Privatinteressenten“, alle aus den verschiedensten Lagern stammenden „vaterländischen Dienstverweigerer“ es wären, die dem mühevoll erkämpften Vermittlungsvorschlag den Garaus machen würden. Eine Mehrheit für radikale Zukunftslösungen gibt es bei uns nicht! Es sind die 18 statt 8 Millionen für die Almen, es ist die Krisenabgabe zur Tilgung der außerordentlichen Landesverteidigungskosten, die es den Reinsagern antun, und deswegen muß das Volk diesmal seine Reife durch Annahme des Kompromisses, eben der „provisorischen Lösung“, beweisen.

Beuteteilung.

Die Ungarn und Tschechen, genauer die Slowaken, denen man in Prag die Verhandlungen über die Abtretung weiterer Gebiete an die revisionshungrigen Magyaren überlassen, sind nicht einig geworden, und ebensowenig gelangte man zu einem Einvernehmen über die Gebiete der Karpatho-Ukraine. Von Anfang an sah man, wer hinter den Slowaken stehe: Berlin. Und ebenso, wer die Ungarn dränge und ermuntere: Rom im Verein mit Warschau. Gäbe es keine Westmächte, die an einer Auseinandersetzung ihre Freude hätten, und stünde nicht Rußland im Hintergrunde, wir würden den schönsten „Erfolgskrieg“ der Sieger über die Tschechen erleben; Herr Mussolini würde versuchen, seine Wünsche durchzusetzen, d. h. er würde die Ungarn zum Einmarsch ins Karpathenland ermuntern, damit die Grenze des deutschen Einflußgebietes in der östlichen Slowakei abgeriegelt, die polnisch-ungarische Verbindungszone möglichst lang und die Front von der Ostsee bis zur Adria, die Deutschland aufhalten oder wenigstens bremsen soll, möglichst verstärkt werde. Allein es gibt lauernende Dritte, die man lieber nicht als Lachenende und schließlich zuschlagende Dritte sehen will! Und deswegen dürfen die Diktatoren keine Schauspiele aufführen. Es mußte darum nach einer Verständigung gesucht werden. Die einzelnen Phasen des neuen Handels lassen sich heute gut überblicken.

Zunächst veranlaßte Mussolini die Ungarn zur Mobilisierung einiger Jahrgänge. Darauf ersuchten die Tschechen Deutschland und Italien, zu vermitteln. Ungarn stimmte diesem Vorschlag zu. Die Achsenmächte erklärten prompt, daß sie die Vermittlung durchführen würden. Und der deutsche Außenminister flog nach Rom. In Rom vernahm Mussolini, wahrscheinlich ohne große Ueberraschung, daß das dritte Reich total auf Seiten der Slowaken und Ukrainer stehe und den Ungarn nur das zubillige, was ihm auf Grund der völkischen Zugehörigkeit gönnt werden müsse. Worauf Mussolini wahrscheinlich seine Forderungen erhob. Diese Forderungen betreffen Spanien. Wenn nicht, wird die Welt später vernehmen, was ihm Ribbentrop versprochen. Jedenfalls gibt Rom nicht nach, ohne ein Gegenversprechen erhalten zu haben. Und das Versprechen muß nichts Geringes enthalten, denn Italien opfert mehr, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Vor allem setzt es die Freundschaft der Polen und Ungarn aufs Spiel. Die Zwei haben seine Politik getrieben, haben auf Rom gesetzt, haben mit Rom zusammen ihre weiterreichenden Pläne verfolgt und sind nun verraten. Wohin werden sie sich wenden?

Es lohnt sich, die tiefern Gründe der polnischen Politik zu verfolgen. Vor allem muß man wissen, weshalb Polen so sehr daran gelegen war, die 750,000 karpathischen Ukrainer dem Druck des rücksichtslosen Magyarentums auszuliefern. Es handelt sich um nichts Geringeres als um einen Schlag gegen

die 8 Millionen Ukrainer, die rechtlos und heimlich rebellisch unter polnischer Herrschaft schmachten und im „freien Karpathenlande“ so etwas wie den Beginn eines eigenen Staates sehen. Schon zur Zeit der beschränkten Freiheit im zentralisierten Tschechenstaate fühlten sich die Karpathoukrainer unendlich viel freier als die Brüder in Polen. In naher Zukunft, wenn in Uzhorod, der Hauptstadt des Karpathengebietes, ein richtiges ukrainisches Parlament, und sei es noch so faschistisch, tagen wird, muß die Sehnsucht der galizischen und wolhynischen Ukrainer gewaltig wachsen, und binnen Kurzem kann man eine richtiggehende Erhebung gegen Polen erwarten.

Hinter einer ukrainischen Erhebung aber werden die deutschen Nazis stehen, und das weiß Polen! Es weiß auch, was die einsetzende Agitation bezweckt: Galizien und Wolhynien, revolutioniert und bei der nächsten Gelegenheit durch deutsches Diktat oder deutschen Druck autonom erklärt, greifen wie ein Fangarm in den Rücken von Warschau und machen Polen genau so botmäßig wie heute die Tschechei. Das sind Zukunftspläne. Aber die Welt hat erfahren, wie rasch die Nazipropaganda, wenn sie einmal einsetzt, eine Stellung sturmreif zu trommeln versteht. Was über die Karpathenpässe an Flugblättern, Waffen und Geheimparolen nach Galizien hinüberdringt, und wer weiß, durch einen eigenen ukrainischen Sender aus Uhorod Abend für Abend die Ohren der galizischen und wolhynischen Bauern füllt . . . man muß sich das ausmalen!

Warum aber versucht das Dritte Reich, via Prag-Breschburg-Uzhorod nach Lemberg zu kommen, warum wird der geheime Plan verfolgt, einen 9 Millionen starken polnischen Gliedstaat zu begründen? Etwa nur, um die Polen durch die Ukrainer so an die Koppel zu bekommen, wie man heute die Tschechen durch die Slowaken „ringelt“ . . . ? Nein, der Plan reicht viel weiter.

In Sowietrußland wohnt die Hauptmasse der Ukrainer, 33 Millionen, fast die vierfache Zahl des polnischen und tschechischen Anteils. Und so wie man zunächst den Galiziern das Bild des kleinen „freien Staates von Uzhorod“ vorspiegelt, soll später ein größerer autonomer Ukrainerstaat in Polen, Schüßling des Dritten Reiches, die Revolutionierung des russischen Südens vorbereiten. Ein außerordentlich weitsehender Plan! Teil des großen Ostplanes, der unsicherer und leichter in Angriff genommen wird, je eher sich Berlin die westlichen Gefahren vom Hals zu schaffen versteht.

Und in diesem Zusammenhang muß man fragen, was Hitler Mussolini versprochen. Vorherrschaft in Spanien? Militärische Hilfe, auf jeden Fall Mallorca, aber auch die wirtschaftliche Führung im siegreichen Francogebiete? Oder Tunis, das man den Franzosen abpressen wird? Oder was sonst? Vielleicht Druck auf England, damit die stark kritisierte Regierung Chamberlains endlich Ernst mache, das Impero anerkenne und erlaube, daß der Duce seine spanische Beute heimbringe? Es ist schon so: Man interessiert sich heute mehr um diese als um die deutsche Beute und die nach weitem Gewinnen ausgeworfenen Angeln Berlins . . .

—an—

Kleine Umschau

Bernische Sensationen.

1. Zwei Bären und eine Ente.

Wir leben gegenwärtig in der Hochsaison des Pfeffers. Jeder Berner kann — sofern er nicht Vegetarier ist — nach Belieben Hasen-, Gens-, Reh- oder Bärenpfeffer vertilgen, und zwar mit Nudeln, Maffaroni, Spaghetti, Spähli oder Rösti. Das heißt: mit dem Bärenpfeffer ist es nichts. Vorläufig wenigstens nicht! Trotzdem eine städt. bernische Tageszeitung kürzlich vom demnächst zu erwartenden Bärenpfefferfesten zu berichten wußte. Man darf also mit Fug und Recht behaupten, es sei der

Bevölkerung unserer Stadt mit dieser Zeitungsgente tatsächlich ein Bär aufgebunden worden.

Die mit Bezug auf Bärennachrichten kompetente Stelle ist ohne Zweifel der Bärenwärter. Auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege über den Telefondraht nun habe ich erfahren, daß jene beiden Mützen, deren Fleisch in Pfeffer verwandelt werden soll, immer noch Rübli fressen und sich somit vorläufig und bis auf weiteres bester Gesundheit erfreuen. Den Liebhabern von Bärenpfeffer bleibt also nicht viel anderes übrig, als sich weiterhin in Geduld zu üben und den Speck — Bärenspeck natürlich! — durchs Maul ziehen zu lassen.

2. Eine verpackte Gelegenheit.

Ich habe im Leben fabelhaftes Pech! Wenn irgendwo etwas apartes geboten wird, ist meine Wenigkeit nie mit dabei. Nie! So zum Beispiel an der Einweihung des Tierparrestaurants. Die Extrawurst, die bei dieser feierlichen Gelegenheit serviert worden war, bestand in einem sechs Monate alten Wildsaubraten. Um jeglichem Mißverständnis die Spitze abzdrehen, sei präzisierenderweise erklärt, daß natürlich die Wildsau sechs Monate alt war und nicht der Braten.

Wenn die Gastgeber gewußt hätten, wie sehr ich für die niedlichen Tierchen schwärme, für dieses grimmige, reizbare und furchtlose Vieh, das die Zoologen beim poetischen Namen „sus scrofa“ rufen — sie würden mich ganz bestimmt zu dem Saufräß (im wahren Sinne des Wortes!) eingeladen und sich mit meiner Anwesenheit beehrt haben. So verfolgte ich denn, faute de mieux, wie viele tausend Berner, den wohlgelungenen Ablauf jener Feier aus der Ferne und freue mich, daß das vom Wellenspiel der Mare berauschte, und am Rande des Dählhölzliwaldes so romantisch gelegene Wirtshaus ein heimeliges Kleid und einen tüchtigen Pächter erhalten hat, der auch vor gewagten kulinarischen Experimenten — als da sind: Schlangens- und andere Fräße — nicht zurückschrecken wird.

Das Dählhölzli, seine Tiere und sein Beißli: crescant et floreat in aeternum!

3. Gerücht um einen Uhrzeiger.

Daß man im Zeitalter des Telefons der Wahrheit innerst kürzester Frist und mit bestem Erfolg auf den Zahn fühlen kann, beweist auch das Gerücht, das vor gar nicht langer Zeit unsern lieben, guten und vielbewunderten Zeitglockenturm umflatterte — — — Ein Raunen schleicht durch die Lauben, unwittert alte Häuser, stürzt sich Treppen hinunter, erstürmt steile Straßen, schwillt wispernd an und beherrscht die ganze Stadt — — — „Gesichter isch e Zeiger vom Zytgloggen-abegheit — ja, grad prezis nämem Tubaklädeli abe-n-uf d'Beßli!“ — — „U tschäderet het's, daß ds Rätthi, wo i däm Momänt bi mer gstande-n-isch, e Göiß abglat u-n-e Gump gmacht het fisch wie-n-es Gizi, wo me ds erscht Mal i d'Matte-n-ufesprängt.“ — — „I ha ghört bei d Zeiger fige-n-abegheit“ — — „am Krach na, wo's gäh het, isch es sicher der Hammer vom Gloggeschleger j'oberst im Türml i gfi“ — — „oder am Abend no der Gloggeschleger sälber“ — — „mitsamt der Gloggen-u dem Hammer“ — — „u dem Türml!“ — — „weder, es weiß es niemer meh ganz gnau“ — — „aber das isch sicher: öppis isch abegheit!“ — — —

Dieses „öppis“, das sich am Zeitglockenturm gelöst hatte und in der Folge heruntergefallen war — — „u bim ene Haar hätt's ds Rätthi breicht“ — — „u wär weiß, göb's ihns nid erschlage hätt“ — — dieses „öppis“ entpuppte sich in einem Telefongespräch mit der städtischen Baudirektion als harmloses Dekorationskränzchen. Es handelt sich also keineswegs um einen Uhrzeiger, nicht einmal um jenen Uhrzeiger, der Hauptgegenstand eines unserer beliebten Bernerwize ist.

Als nämlich das Zifferblatt der Zeitglockenuhr neu bemalt wurde, sagte der berühmte tiffige Züribieter zu dem diese Arbeit ausführenden Maler: „Sie mached bim Meicher scho choge lang a dem Zifferblettli ume!“ Darauf unser Bärner: „Ja, so gleitig geht das nid — wenn eim der Stundezeiger alli Pott der Bämjel us der Hang schlaht!“ — Stürmibän.